

(Nachdruck verboten.)

8]

Die Huerta.

Roman von B. Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Wilhelm Thal.

Ueber die Schnelligkeit und Geschicklichkeit, mit der diese fleißigen Leute ihre Wohnung in Stand setzten, wunderte und entrüstete sich die ganze Huerta, die in der Herstellung des Häuschens und dem Aufbau des Strohdaches eine Art Spott und Herausforderung zu sehen glaubte. Dieb! Erzdieb! Seht nur, wie sie arbeiten! Dieser Mann schien an seinen ungeheuren Armen ein paar Zauberstäbe zu haben, mit denen er alles, was er anrührte, verwandelte! Die wachsende Wut der Nachbarn ließ sich nicht mehr zähmen, und sie suchten Pimento auf. Wie konnte man so etwas dulden, was gedachte der schreckliche Gatte Pepetas zu tun? Und Pimento hörte sie an, indem er sich mit etwas verlegener Miene die Stirn kratzte. Was er zu tun gedachte? Seine Absicht war es, ihm zwei kleine Worte zu sagen, diesem Eindringling, diesem Landstreicher, der sich einfallen ließ, das zu bebauen, das ihm nicht gehörte. Er wollte ihm eine sehr ernsthafte Warnung zu teil werden lassen, daß er nicht länger den Dummen spielte und so schnell wie möglich in seine Heimat zurückkehrte. Denn hier war sein Platz ja nicht. Aber dieser Teufelskerl verließ ja seine Felder nie, und ihn in seinem Hause bedrohen konnte man doch nicht. Ein solcher Schritt war zu bedenklich, weil sich allerlei daraus entspinnen konnte. Man mußte flug zu Werke gehen und sich eine Ausgangstür offen halten. Aber nur ein bißchen Geduld! Er konnte nur so viel sagen, daß das Individuum weder das Getreide, noch die Bohnen, noch sonst etwas, was er auf Barrets Feldern gepflanzt, ernten würde. Diese Ernte sollte zum Teufel gehen! Pimentos Worte beruhigten die Nachbarn, die aufmerksam die Fortschritte dieser Familie mit dem geheimen Wunsche beobachteten, es möge bald die Stunde ihres Unterganges schlagen.

Eines Abends kam Batiste, mit dem Resultat seiner Wanderung sehr zufrieden, von Valencia zurück. Da er zu Hause keine unnützen Arme haben wollte und seine Tochter, ein starkes Mädel, jetzt, wo das Haus in Stand gebracht war, daheim nicht mehr viel ausrichten konnte, so hatte er daran gedacht, sie in einer Seidenfabrik unterzubringen; und dank der Protektion der Söhne des Don Salvador, die mit ihrem neuen Pächter sehr zufrieden waren, war es ihm gelungen. Schon am nächsten Morgen sollte Roseta sich den Mädchen anschließen, die, seit dem frühen Morgen auf den Weinen, mit wallendem Rock und den Korb am Arm auf allen Wegen der Stadt zuwanderten, wo sie mit ihren diden Bauernfingern die Seidenwürmer ausnahmen.

Gerade als Batiste sich der Schenke Copas näherte, trat ein Mann aus einem Nebenpfad, ging langsam über den Weg bis zu ihm und gab ihm ein Zeichen, daß er mit ihm zu sprechen wünsche. Batiste war einige Schritte von diesem Manne stehen geblieben, in dem er Pimento erkannte, und in seinem tiefsten Herzen bedauerte er, daß er weder ein scharfes Messer, noch eine Sense bei der Hand hatte; trotzdem hob er ruhig und friedlich seinen runden Kopf; in seine Augen trat der gebieterische, von seiner Familie so sehr gefürchtete Ausdruck, während er seine robusten Müllerarme über der Brust kreuzte.

So trafen sie sich endlich, diese beiden Männer, die nie ein Wort gewechselt hatten, sich aber gegenseitig haßten und das auch wußten.

Pimento warf dem verhaßten Eindringling einen Blick zu und sprach zu ihm mit honiglicher Stimme, indem er sich bemühte, seine Roheit und seine schlechten Absichten durch den Ton eines wohlwollenden Rates zu verdecken. Er wünschte ihm nur zwei Worte zu sagen: Er wünschte das schon lange; aber wie sollte er das anfangen, da Batiste ja nie sein Gehöft verließ. Und nun sagte er eben diese beiden Worte. Er gab ihm den Rat, die Felder des Vaters Barret so schnell wie möglich zu räumen. Der Fremde sollte den Leuten glauben, die ihm wohl wollten, die die Huerta kannten. Seine Anwesenheit in dieser Gegend wäre ein Schimpf für das ganze

Land, dieses fast neue Haus wäre eine Beleidigung für die armen Leute. Ja, Batiste sollte ihm glauben und anders wohin mit seiner Familie ziehen. Batiste lächelte ironisch, als er Pimento zuhörte, während dieser, von der Ruhe des andern wie zerschmettert, von der Ueberraschung, einen Mann vor sich zu sehen, der vor ihm keine Furcht hatte, wie betäubt war. Fortziehen, kein Mensch konnte ihn zwingen, das aufzugeben, was ihm gehörte, was er mit seinem Schweiß bearbeitet hatte, und was seiner Familie Brot bringen sollte. Er war ein friedliebender Mann, jawohl, doch wenn man ihm auf die Füße trat, so würde er sich gegen jeden zu verteidigen wissen. Jeder sollte sich um seine Angelegenheiten kümmern, ihm genügten die seinigen, ohne daß er jemand zu schaden brauchte.

Darauf ging er weiter, drehte dem andern mit verächtlicher Miene den Rücken und setzte seinen Weg fort.

Pimento, der gewöhnt war, die ganze Huerta in seiner Gegenwart zittern zu sehen, wurde von der Kaltblütigkeit dieses Menschen immer mehr verblüfft.

„Dies Dein letztes Wort,“ rief er, als Batiste sich schon in einer gewissen Entfernung befand.

„Ja, das letzte!“ versetzte Batiste, ohne zurückzublicken.

Damit entfernte er sich und verschwand in einer Wegkrümmung. In der Ferne, in Barrets alter Hütte, heulte der Hund, denn er witterte das Erscheinen seines Herrn.

Als Pimento allein war, fand er seine alte Keckheit wieder. Cristo, als wenn er sich über ihn lustig gemacht hätte, dieser Kerl! Und er murmelte Flüche zwischen den Zähnen und machte mit seiner geballten Faust drohende Bewegungen nach der Stelle, wo Batiste verschwunden war.

„Das sollst Du mir bezahlen, Du Lump!“

In seiner Stimme, in der die Wut zitterte, schien der ganze dumpfe Haß der Huerta zu beben.

IV.

Es war an einem Donnerstag, und in Valencia versammelte sich, einer alten seit fünf Jahrhunderten bestehenden Gewohnheit zufolge, das „Wassertribunal“ unter dem Portal der Kathedrale, das den Namen das Apostelportal führte.

Die Uhr von Miguelete zeigte etwas über zehn, und die Bewohner der Huerta versammelten sich in Gruppen oder setzten sich auf den Rand des wasserlosen Springbrunnens, der den Platz schmückt; sie bildeten um das Becken eine lebende Girlande, mit ihren blauen und weißen Mänteln, ihren roten und gelben Tüchern und ihren hellfarbigen Kattunröden.

Die einen kamen, ihre kleinen Pferde, deren Sattelforb mit Dung beladen war, am Zügel nachzerrend, mit der in den Straßen eingesammelten Ernten ganz zufrieden, die andern saßen auf ihrem leeren Wagen und versuchten, die Polizisten weich zu stimmen, damit man ihnen dazubleiben erlaubte; und während die Alten mit den Frauen plauderten, gingen die Jungen in die nächste Schenke, um bei einem Glase Schnaps und einer schlechten Zigarre die Zeit tot zu schlagen.

Alle Bauern, die sich zu beklagen hatten, befanden sich auf dem Platze; mit düsterer Miene und heftigen Armbewegungen sprachen sie von ihren Rechten und brannten vor Ungeduld, den Richtern der sieben Kanäle die endlose Leier ihrer Klagen herbeten zu können.

Der Aguazil*) des Gerichts, der seit mehr als fünfzig Jahren dieser Menge wöchentlich eine Schlacht lieferte, stellte im Schatten des bogenförmigen Portals ein breites Sofa aus altem Damast auf und holte dann eine niedrige Schranke, um den Teil der Trottoirs, der als Gerichtssaal dienen sollte, für das Publikum abzusperrern.

Das alte, rötliche, von den Jahrhunderten zerfressene Apostelportal zeigte im Sonnenlicht seine vom Zahn der Zeit angenagten Schönheiten und bildete eine würdige Folie für das antike Tribunal; es war gleichsam ein Steinbaldachin, der diese Einrichtung aus alten Zeiten schützte. Im Siebelfelde der Füllung erblickte man die Jungfrau Maria, neben ihr sechs diavangige Engel mit feingearbeiteten Flügeln und steifen Chorbändern: sie hatten flammende Haarbüschel auf der Stirn, dicke Locken an den Schläfen und spielten Flöte und

*) Gerichtsbienet.

Biola, Jagott und Lamburin. In der Wölbung der Türöffnung zogen sich auch drei große Bogen Girlanden mit Figuren hin, Engel, Könige und Heilige, die unter kleinen, zart wie Spitzen gearbeiteten Baldachinen hausten. An den kräftigen Mauern sah man die zwölf Apostel, aber so entsetzt und zerschlagen, daß Christus selbst sie mit ihren abgehackten Händen nicht erkannt hätte; eine ganze Reihe häßlicher Figuren, weniger Aposteln als Kranken ähnlich, die einer Klinik entlaufen waren und traurig ihre verkrüppelten Glieder zur Schau stellten. Oben, an der Spitze des Portals, zeigte sich unter einem Eisenknecht, wie eine Riesenblume, die Rosette aus farbigem Glas, durch die die Kirche ihr Licht erhielt, und unten an der Grundmauer sah man Säulen, die mit den Wappen von Aragonien geschmückt waren; doch die Steine waren abgemüht, als hätten sich zahllose Generationen an ihnen geliebt.

Wenn man den Verfall dieses Portals sah, dann merkte man, daß der Aufruhr und die Empörung hier gehaust hatten. In anderen Jahrhunderten hatte sich vor diesen Steinen ein ganzes auffälliges Volk versammelt, der Valencianismus hatte hier gewettert und rot vor Wut getobt, und diese verstimmelten und wie ägyptische Mumien abgeschabten Heiligen blickten mit ihren zerbrochenen Köpfen gen Himmel und schienen jetzt noch auf die Sturmglocke der Union oder auf die Wuchenschüsse der „Germanier“ zu lauschen.

Als der Aguazil alles zur Sitzung hergerichtet hatte, blieb er am Eingang der Schranke stehen, um auf die Richter zu warten. Diese erschienen; reiche, feierliche Bauern, schwarz gekleidet, mit weißen Strümpfen und das seidene Tuch unter dem breiten Hut; jeder schleppte eine ganze Schar von Kanalwächtern und Gerichtsdienern mit, die vor der Eröffnung der Sitzung ihr Urteil bereits zu beeinflussen wußten.

Jener trockene und krummgehende Alte, dessen rote schwielige Hände sich zitternd auf die Krücke eines dicken Stodes stützten, war Cuart Zeitonar. Jener andere korpulente und majestätische, mit den kleinen Augen, die man unter den beiden Büscheln weißer Haare kaum sah, die die Stelle von Wimpern bei ihm vertraten, war Mislata. Dann kam Rascana, ein kräftiger Bursche mit steifgeplätteter Bluse, mit dem runden Kopfe eines Laienbruders. Dann erschienen die vier anderen: Javara, Robella, Lormos und Nestalla. Diese Männer waren die Herren und Gebieter über das Wasser, sie hielten das Leben der Familien in ihren Händen und bestimmten die Nahrung der Felder, die Bewässerung, deren Entziehung eine Ernte tötete; gegen ihre Beschlüsse gab es keine Berufung. Und die Bewohner der großen Ebene, die von dem Flusse wie von einer unübersteigbaren Grenze in zwei Teile geschieden wurden, deuteten auf jeden Richter und gaben ihm den Namen des Kanals, für den er bestimmt war.

Jetzt war die Vertretung der beiden Ufer vollzählig, die des linken Ufers mit vier Kanälen, auf denen sich die Huerta von Juzafa erstreckt, und die des rechten Ufers, des poeischen, wo die Erdbeeren von Venimaclet, die Gräser von Alboraya wachsen, und wo die Gärten stets in Blütenpracht stehen.

Die sieben Richter begrüßten sich wie Leute, die sich die ganze Woche nicht gesehen haben, sie plauderten von ihren Angelegenheiten, vom Portal der Basilika und von Zeit zu Zeit, wenn sich die mit religiösen Sprüchen bedeckten Flügeltüren öffneten, verbreitete sich in der glühenden Atmosphäre des Platzes ein starker Weihrauchduft.

Um elfenhalb Uhr, als der Gottesdienst beendet war, und nur noch einige, die sich verspätet hatten, aus der Kathedrale kamen, trat der Gerichtshof in Tätigkeit. Die sieben Richter setzten sich auf das alte Sofa; die Leute aus der Huerta kamen von allen Seiten herbei, sich um die Schranke zu scharen, sie drängten sich mit ihren schweißgebadeten Körpern, die nach Stroh und Dung rochen; und der Aguazil stellte sich steif und majestätisch neben den mit einem Bronzehofen versehenen Mast, der das Symbol der Wasserjustiz bildete.

Die „Sieben Kanäle“ entblöhten das Haupt, blieben dann unbeweglich, die Hände auf den Knien, die Augen starr auf den Boden gerichtet, sitzen, und der Älteste sprach die übliche Phrase:

„Die Sitzung ist eröffnet.“

Tiefe Stille. Die ganze Menge verharrte in ehrfürchtigen Schweigen und benahm sich auf diesem öffentlichen Platze wie in einem Tempel. Der Lärm der Wagen, das Rauseln der Pferdebahn, der ganze Lärm des modernen Lebens machte sich in der Nähe bemerkbar, ohne diese antike Institution zu berühren oder zu stören; sie blieb ebenso ruhig an diesem

Ort, wie ein Mensch, der sich zu Hause fühlt; gleichgültig gegen die Zeit, war sie zu der kleinsten Reform unfähig und schien sich um die einschneidende Veränderung all der Dinge, die sie umgaben, absolut nicht zu kümmern.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Neue Obstsorten und neue Gartenblumen.

„Keine Rose ohne Dorn“ lautet ein bekanntes Sprichwort, das man im Volke fälschlich für ein Wahrwort hält. Die Rosen sind eigentlich alle dornlos, ihre Wäffen sind Stacheln, die sich als Auswüchse der Rinde darstellen, Dornen aber sind Gebilde, die mit dem Holze verwachsen sind. Wir finden Dornen bei der heimischen Schlehe, unserem Weißdorn, dem Sanddorn, der Gleditschie unserer Gärten u. a. Es gibt aber heute künstlich gezüchtete Wildrosen, denen jede Bewehrung fehlt, sodas sie dem Gärtner die bisher blutige Arbeit des Veredelns sehr erleichtern, ja es sind auch bereits Edelrosen entstanden, die, wenn auch noch nicht ganz, so doch fast stachellos sind, so daß selbst zarte Hände sie ungekrast pflücken können; aber mit den Stacheln ging diesen übermodernen Rosen auch ein gut Teil ihrer Lebenskraft verloren.

Die Menschen sind immer unzufrieden, sie stellen Forderungen an manche Pflanzen, die mit deren Natur in Widerspruch stehen, da aber die Gärtner den Modellen nach Möglichkeit Rechnung tragen müssen, so hat dies die Züchter neuer Pflanzen vielfach auf Abwege geführt. Ganz absonderliche Ergebnisse sind die Folge davon.

Wenn auch die blaue Rose, die himmelblaue Dahlie und die schwarze Tulpe Phantastengebilde geblieben sind, so legen doch andererseits die stachellose Stachelbeere, der stachellose Feigenaktus, die blaue Gladiolose und der kernlose Apfel Zeugnis davon ab, daß sich die Natur gelegentlich auch auf den Kopf stellen läßt. Natürlich kommen die meisten dieser Pflanzenzüchtungen aus Amerika. In Kalifornien lebt ein Züchter namens Luther Burbank, der „Pflanzenzauberer“, wie man ihn nennt. Er hat durch Kreuzungsversuche speziell für die Blumengärtnerei hervorragendes geschaffen. Daneben experimentiert er aber auch nach einer anderen Seite, wobei ihm als unentbehrlicher Mitarbeiter der Zufall zu Hilfe kommt. Wir alle wissen, daß die Frucht der Brombeere im Reifezustande von tief schwarzem Farbe ist. Durch Zufall ist es Herrn Burbank gelungen, eine weißfrüchtige Sorte zu züchten. Amerika ist das Land der großfrüchtigen und reichtragenden Brombeersorten von außerordentlicher Ergiebigkeit. Manche Brombeersorten sind durch Kreuzungen mit Himbeeren entstanden und haben die sogenannten brombeerartigen Himbeeren ergeben, unter welchen die Logan Berry mit tiefroten, aber nicht sehr wohlschmeckenden Früchten die wertvollste ist, wertvoll auch durch die Eigenschaft, keine Ausläufer zu bilden. Seit einigen Jahren beobachtet ist auf meiner Obstplantage diese Sorte neben den vorzüglichen amerikanischen Züchtungen Bonanza, Lawton und der prächtigen zur Guirlandenbildung geeigneten Lucretia. Gleichzeitig, mit diesen wurde auch die Burbanksche weiße Brombeere angepflanzt. Es zeigte sich aber, daß die weiße Farbe ein Fluch für die Sorte ist; denn während alle übrigen durch ihren reichen Ertrag imponierten, ist die Burbanksche weiße Züchtung bisher vollständig ertraglos geblieben, ja sie hat noch kräftigen Wuchses noch nicht einmal eine einzige Blüte zur Entwicklung gebracht.

Burbank hat, wie man weiß, auch kernlose Obstsorten gezüchtet, unter anderem eine kernlose Pfäume und einen kernlosen Apfel. Auch diese beiden Züchtungen sind sehr überflüssig und zweifellos minderwertig im Geschmack. Für den kernlosen Apfel soll jetzt eine gewaltige Klamme in die Wege geleitet werden. Daß dieser von einer neubegründeten Gesellschaft ausgehende Fischzug den Spekulanten jenseits des Ozeans gewaltige Summen einbringen wird, ist zweifellos. Dagegen erscheint es zweifelhaft, ob unserem heimischen Obstbau mit dieser neuen Erzeugungsgattung gedient sein wird. Mich persönlich hat wenigstens das Kernhaus eines edlen Apfels bisher niemals gestört und es unterliegt gar keinem Zweifel, daß der neue kernlose Apfel auch nicht ernährt an die altbewährten Tafelsorten unserer Gärten heranreicht. Es ist übrigens eine ganz irrige Ansicht, anzunehmen, daß kernlose Früchte etwas durchaus Neues auf dem Gebiete der Gartenkultur darstellen. In den Tropen sind alle Kulturformen der Banane absolut kernlos und können daher nur auf künstlichem Wege fortgepflanzt werden. Es gibt ferner unter den Apfelsorten, speziell unter den feinen dünnhäutigen Sorten zahlreiche, die ganz oder fast kernlos sind, und in unseren heimischen Gärten sind seit mehreren Jahren kernlose Nispetin und ebensolche Johannisbeeren, beide selbstverständlich minderwertig, bekannt. Wenn auch die letztgenannte Frucht speziell als Konserbentrucht eine gewisse Existenzberechtigung haben mag, so ist sie zum Abgenuß doch untauglich.

Wie es manche Menschen gibt, denen der Kern einer Frucht, der doch dazu berufen ist, die Art weiter fortzupflanzen, überflüssig erscheint, so empfinden es andere als Mangel, daß dieser oder jener

beliebten Blumenforte die eine oder andere Farbe fehlt. Um diesen bringenden Mangel abzuhefen, hat man gelbe Maiglöckchen, rote Weifchen und weiße Bergmeinnicht gezüchtet, die freilich nicht für jedermann Reiz haben. Bei anderen, in den verschiedensten Farben blühenden Pflanzengattungen wird man dagegen eine Vermehrung der Farbenfala immer als eine angenehme Bereicherung betrachten. Eine folche haben wir in den blauen Gladiolen vor uns, die zuerst in Frankreich, dann aber auch in Deutschland gezüchtet worden find. Diese blauen Blüten bilden wahre Schaustüde für unsere Gärten, wenn fie auch bis heute infolge ihres hohen Preifes nur wohlhabenden Gartenfreunden zugänglich find. Bei Rosen und Dahlien ist es nicht gelungen, wirklich blau blühende Sorten zu züchten, wenn auch bei beiden Pflanzengattungen die gärtnerische Züchtungskunst in Deutschland in neuester Zeit wieder ganz hervorragendes geleistet hat. Alexander v. Humboldt, dem wir die Einführung der ersten Dahlien in Deutschland verdanken, würde sich nicht wenig wundern, wenn er heute die zahlreichen Variationen dieser Blume, deren Stammutter die von ihm eingeführte, unheimlich blühende Dahlia variabilis ist, in den Gärten sehen könnte. Die Sorten der alten Moderichtung, die sogenannten „Röstriger Dahlien“, find fast vollständig verschwunden. An ihre Stelle find neue Massen getreten, in erster Linie die Edeldahlie mit ihren röhrig gerollten, prä auslaufenden Blumenblättern, die in den Farben und Formen die unglaublichsten Variationen zeigen und hierin den Blüten des indischen Christanthemum nichts nachgeben. Der wissenschaftliche Name dieser Blume, Dahlia variabilis, weist ja schon darauf hin, daß wir es mit einer Pflanze zu tun haben, die sich wie selten eine gärtnerischer Züchtungskunst zugänglich zeigt. Neuerdings find ganz absonderliche Varietäten aufgetreten. Unter ihnen nehmen die von dem Franzosen Nivoire gezüchteten „Halskrauser-Dahlien“ eine hervorragende Stelle ein. Sie find einfach, meist rot, aber am Grunde eines jeden Blumenblattes befinden sich weißliche Anhängel, die eine elegante durchsichtige Halskrause täuschend imitieren. Diese Halskrauser-Dahlie ist wahrscheinlich die Stammutter einer neuen holländischen Klasse, der Hornsfeidschen „Riesen-Dahlien“ gewesen. Ihre Blüten find von enormer Größe, bis 20 Zentimeter im Durchmesser und im Gegensatz zu den regelmäßig gefalteten Blüten der Edel-Dahlie von einer entzündenden Unregelmäßigkeit, die sie zur Gartenausstellung hervorragend wertvoll macht. Die besten Züchtungen dieser Klasse find die Sorten „Königin Wilhelmina“, weiß, und „Ruhm von Paaren“, rosa. Eine weitere interessante Klasse bilden die „Zwerg-Edeldahlien“. Es find dies Sorten von ganz niederem Wuchs, die aber in der Größe ihrer Blüten den hochwachsenden nichts nachgeben.

Den Tabak kannte man bisher fast nur als mehr oder weniger wohl duftendes, aber in den aus der Pfalz und der sandigen Ufermark stammenden Sorten nicht gerade in bestem „Geruche“ stehendes Kraut. Den besser Eingeweichten war aber die Tabakpflanze in einigen Arten als statiliches Blatt- und Blüengewächs bekannt. Hierher gehört auch der Riesen-tabak (Nicotiana colossea) und eine weißblühende, sehr wohlriechende Art, Nicotiana affinis. Neben anderen gelangte vor einigen Jahren durch eine deutsche Firma in Italien die angeblich aus Süd-Amerika stammende Nicotiana silvestris in den Handel, die eine statiliche Höhe erreicht und sich gleichzeitig mit Hunderten von langröhrigen, blendend weißen und wohl duftenden Blüten schmückt. Die früher bekannten schönblühenden Tabakforten waren aber Nachtblüher. Wenn nicht trübes, regnerisches Wetter war, öffneten sich ihre Blüten erst am Abend und verbreiteten dann einen weifchen wahrnehmbaren, in der Nähe betäubenden Duft. Vor einigen Jahren fand ein Pflanzensammler der englischen Orchideenfirma Sander in der brasilianischen Provinz Santa Catharina eine neue schönblühende Tabakforte, die nach ihrem Entdecker Jorget „Nicotiana forgetiana“ benannt wurde. Diese Art ist nunmehr die Stammutter wunderbarer, tagblühender Varietäten geworden, die dem Züchter zu Ehren „Nicotiana sanderiana“ benannt worden find. Die Blüten der Stammform find dunkelkarminrot; sie find während des ganzen Tages geöffnet, hauchen aber nur gegen Abend einen feinen, nicht ausdringlichen Duft aus. Durch Kreuzungen mit allen durch Vermittlung botanischer Gärten aufzutreibenden schönblühenden Arten find neue Farbenhybriden hervor gebracht worden mit purpurnen, dunkel- und hellroten, lachsfarbenen, rosafarbenen, weißen und blauen Blumen. Diese Farbenvariationen werden ihren Siegeszug durch alle Gärten antreten und überall Anerkennung und Bewunderung finden. Auf der leghin in Darmstadt veranstalteten großen Gartenbau-Ausstellung waren zahlreiche vollblühende Pflanzen des Sanderischen Ziertabaks zu sehen, die aber jetzt durch die neuesten Züchtungen schon wieder in den Schatten gestellt werden.

Dankenswerthe Bestrebungen hervorragender Züchter gehen dahin, von Natur aus weifliche und nicht recht frofifbeständige, aber sonst hervorragend wertvolle Gartenblüher durch systematische Kreuzung mit harten verwandten Arten für unsere deutschen Verhältnisse widerstandsfähiger zu machen. Die größten Erfolge haben diese Bestrebungen auf dem Gebiete der Rosen zu zeigen. Die aus Japan stammende raublättrige Rose (Rosa rugosa), die nebenbei auch eine Ruhpflanze ersten Ranges ist, da sie unter allen Rosen die größten und schönsten Hagebutten liefert, ist die Stammutter einer neuen Klasse harter Hybrid-Rosen geworden. Die schönste der aus Kreuzungen mit dieser Art hervorgegangenen Hybriden ist die zu Ehren des verstorbenen schweizerischen Dichters Konrad Ferdinand Meyer benannte Sorte. Ihre

gebauten Blüten übertreffen diejenigen der bekannten Teerose La France in jeder Hinsicht an Schönheit. Eine andere hervorragende winterharte Rose ist die schneeweiß blühende Remontant-Rose „Frau Karl Druschki“, eine Züchtung, der leider der Duft fehlt, den man bei allen Rosen voraussetzen pflegt, der aber auch bei einigen weiteren Sorten gar nicht, bei anderen nur sehr mangelhaft entwickelt ist. Beide winterharte Rosen find Strauchrosen im wahren Sinne des Wortes. Sie zeichnen sich durch ungewöhnlich starken Wuchs aus; ihre Jahrestriebe erreichen eine Länge von zwei Meter und darüber. Diese Rosen müssen ganz so behandelt werden, wie die immer mehr und mehr in unsere Gärten Eingang findenden Wildrosen der verschiedenen Länder. Sie dürfen, wie ich durch Kulturversuche festgestellt habe, nur wenig oder gar nicht beschnitten werden. Der Schnitt soll sich ausschließlich auf das Entfernen des abgestorbenen und nicht mehr recht lebensfähigen Holzes beschränken, daneben kann man zu dichte Partien durch vollständiges Entfernen überflüssiger Zweige auslichten. Auch unsere Schlingrosen, die sich in starkwüchfigen Sorten zur Bekleidung ganzer Laubengänge und Landhäuser eignen, bekunden in neueren Züchtungen ungewöhnliche Winterhärte. Die Stammutter dieser neuen harten Sorte ist die gleichfalls aus Japan stammende Rankrose „Crimson Rambler“, d. h. larmoisinrote Herumkriecher. Ihre Blüten haben einen neuen auffallenden Ton in die reiche Farbenfala der Blüten unserer Gartenerose gebracht. Aus einer Kreuzung dieser Rose mit einer schwachwüchfigen Kleinblumigen Sorte ist die Polyantharose „Ame. Robert Lavabasseur“ entstanden, die schon im Vorjahre auf der Düsseldorf-Gartenbau-Ausstellung berechtigtes Aufsehen erregte. Ihre Blüten haben fast die tiefe Farbe der Stammutter, sind klein, aber sie erscheinen in ganzen Büscheln und blühen unermülich. Noch Mitte Oktober standen einige Pflanzgen dieser Züchtung in meiner Versuchsgarten in vollem Flor. —
Mag Gesdörffer.

Kleines feuilleton.

- n. Tier-Sprüchwörter im Talmud. „Der Löwe brüllt nur bei einem Haufen Fleisch.“ (Uebersfluß macht übermütig.)
- „Wie das Kamel die Last.“ (Schwachen Bürde kein große Last auf.)
- „Den Esel friert's auch in der Sommerjammenwende.“ (Von denen, die sich nicht in die Zeit schicken.)
- „Heißt dich jemand einen Esel, leg' dir einen Sattel auf.“ (Weil du dich vernünftlich eselhaft benommen hast.)
- „Das Kamel hat Hörner gewollt, da wurden ihm die Ohren gestutzt.“
- „Dem Löwen zürnt man, den Hund schlägt man.“ (Die Geringen müssen für die Vornehmen büßen.)
- „Schlimm, wenn Skaze und Wiesel Frieden schließen.“ (Wenn sich zwei Spitzbuben versöhnen, droht den Ehrlichen Unheil.)
- „Auch vor dem Fuchs macht man Reverenzen, wenn er beim Löwen in Gunst steht.“
- „Nicht die Maus ist der Dieb, sondern das Loch.“
- „Lieber bittere Nahrung in Unabhängigkeit als honigsüße in Abhängigkeit, dachte Noas Taube mit dem bitteren Olivenblatt.“
- „Sei trotzig wie der Tiger, hochfliegend wie der Adler, rasch wie der Hirsch und mutig wie der Löwe zu allem Guten.“ —

II. Kalifornische Baumrinde. Die berühmten Riesenbäume Kaliforniens, die Wellingtonien oder Sequoias, auch Mammutbäume genannt, besitzen zum Teil ein Alter von tausend Jahren und noch darüber, wie die Zählung der Jahresringe gefällter Stämme ergeben hat. Es wird behauptet, daß sie ihr hohes Alter unter anderem ihrer mächtig entwickelten Borke zu verdanken hätten. Sie ist so widerstandsfähig, daß nach dem „Scientific American“ nicht einmal Waldbrände, die von Zeit zu Zeit die Gebiete der Riesenbäume durchziehen, den Bäumen etwas anhaben können: das Feuer zerstört, was es erreicht, verkohlt die Rinde der Riesenbäume aber nur ein paar Zoll tief. Die verkohlte Schicht bildet einen Panzer um den Baum, den das Feuer nicht durchdringt, nicht einmal bis zur Hälfte der sukziden Rinde. Beim Fällen der Riesen und ihrer Verarbeitung zu Bauholz häufen sich Umengen der Rindenborke auf, so daß sie beim Wegschaffen der Balken bisweilen arg im Wege find. Da man sie nicht anders beseitigen kann, brennt man sie schließlich haufenweise fort. Ein Drechler, namens Atkinson, der Gelegenheit hatte, sich die Vernichtung der prächtigen Rinde anzusehen, verlegte sich aufs Nachdenken, wie wohl Kapital daraus zu schlagen sei. So dorb die Borke war, zum Drechseln von Gegenständen, die ordentlich etwas auszuhalten hatten, war sie doch zu weich. Aber mit der Zeit gelang es dem findigen Yankee, eine ganze Reihe von Gegenständen aus der vernachlässigten Rinde herzustellen, die er „vegetabilisches Asbest“ nannte; die Bezeichnung „Atkinson's“ wurde aber bald für seine Waren noch populärer. Er lieferte Radelstiften, Federhalter, Matten, z. B. für Waderäume, Fischerfahne, Korle, Korljaden, Dachbedeckungen, Streichholzbüchsen, Fahrrad-Griffe, Matrakenfüllungen usw. Die Borke ist gänzlich geruchlos, von kräftig brauner Farbe und auffallend unzulänglich gegen äußere Einflüsse. Ein Stück, das einen Monat lang unter Wasser gehalten wurde, nahm nicht mehr Wasser auf als Korf. Die große Widerstandsfähigkeit gegen Feuer wurde schon erwähnt. Was aber den Waldbränden jahrausjahrelang standgehalten hat, das fällt zuletzt als Sieger der Mensch. So wird auch die neue Industrie

mit der Ausrottung der Riesenbäume in absehbarer Zeit ihr Ende erreichen. —

Kunst.

es. Der Maler und Radierer Hubert von Herkomer hat sich in England eine gute Position errungen. Er malt dort die englischen Damen und Herren der Gesellschaft, und man ist nicht erfreut, diese teils süßlichen, teils unangenehm effektvollen Salonbilder zu sehen, in denen ein scharfes Lila, ein grelles Weiß, auffallend oft verwandt werden. Herkomer hat sich da, wie es oft gut akkreditierten und vielbeschäftigten Porträtmalern geht, eine Schablone angewöhnt, die ihn nicht sehr von den überberufenen Porträtisten unseres Landes unterscheidet, die begehrt sind, weil sie schmeicheln, effektiv arrangieren und das Malerische vernachlässigen. Gerade die englische Malerei verfügt über eine gute Zahl von Vorbildern dafür, wie man ein Porträt feinmalerisch gestaltet, und bis dahin galten englische Herren- und Damenbildnisse als geschmackvoll und in den Effekten zurückhaltend. Um so mehr erlaunt man, daß dieser süßliche, solonmäßige Künstler, der sich selbst und seine Frau in so unangenehm aufdringlicher Weise malt — er im Frack und mit Orden geschmückt, sie in Balltoilette — plötzlich Kraft bekommt, wenn er vor Modelle gestellt wird, die ein anderes Rupaden erfordern. Der Maler ist aus Landsberg am Lech gebürtig. Er bekam den Auftrag, für das dortige Rathaus zwei Bilder umfänglichsten Formates zu malen, eine Magistratsitzung und eine Bürgerversammlung. Bei beiden hat es der Künstler verstanden, die riesigen Leinwandflächen kräftig auszufüllen. Man sieht auf die Gassen der alten Stadt hinaus, die Fenster sind geöffnet. Rote Dächer, winklige Gassen, kleine Fenster sieht man. Licht strömt herein. Vor diesem malerisch leicht und flüchtig behandelten Hintergrund heben sich die an langen Tischen sitzenden Männer ab, wohl über sechzig an Zahl. Man sieht es ihnen an, jeder einzelne ist ein Porträt in ganzer Figur. Alles Köpfe von starker, ausgeprägter Eigenart, die sich genau in Bewegung, Haltung, Miene ausdrückt. Jeder ist anders aufgefaßt und so kommt jeder für sich zur Geltung. Dennoch ist es dem Maler gelungen, eine Einheit herzustellen. Er sammelt all die einzelnen Bewegungen zu einem Bilde von geschlossener Wirkung. In der Mitte steht der Redner und spricht. Der eine Teil hört ihm zu, andere lesen, wieder andere unterhalten sich. Und so macht das Ganze einen ungezwungenen Eindruck, dem man Kraft und Sicherheit nicht absprechen kann, ein Zeichen, daß die Komposition wohl gelungen ist.

Außerdem beherbergt der Kunstsalon Schulte noch eine kleine Ausstellung auserlesener Werke des verstorbenen Ch. Schuch, der in Wien lebte, zum Leibl-Kreis gehörte und erst jetzt, nach seinem Tode entdeckt ist. Ein Talent von ausgeprägter Eigenart und einer künstlerischen Reife wie es selten bei uns ist. Meist sind es Stillleben, die er malte. So kraftvoll und doch weich, daß man verblüfft davor steht und sich fragt, wie es möglich war, daß dieser Maler unbekannt bleiben konnte. Den besten französischen Malern ist er ebenbürtig. Man denkt speziell an den französischen Maler Cézanne. Genau wie dieser beschränkt sich Schuch auf eine geringe Zahl von Motiven, die er immer wiederholt, an denen er sich immer wieder versucht. Ein paar dicke, rote Äpfel in weißer Schale auf einem weißen Tuch stehend. Die Malerei ist unglaublich kräftig und holt aus dem malerischen Objekt die entschiedenen Farben heraus, die noch unterstrichen werden. Dennoch wirkt das Bild nicht grob, sondern weich. Das kommt daher, weil die Konturen so flüchtig ineinander übergehen. Eine wohlthuende Herbheit geht von diesen Bildern aus. Speziell, wie Schuch solch ein weißes Tuch malt, mit tiefen, grauen Schatten in den Falten, in breiten Pinselftrichen, das hat man seit Franz Hals selten gesehen. Wie viel Lichter, welche reiche Abwechslung sind in dem Weiß dieser Schalen! Wie wundervoll modelliert sich die farbige Erscheinung! So sparsam sind alle Effekte. Ein grauer Kessel, neben dem eine graue Ente liegt, auf einem graubraunen Tisch zeigt so recht diese Beweise in den Objekten, aus denen der Maler dann feinste Reize herausholt. Glatt und geleckt sehen die Bilder der anderen Künstler, die noch hier hängen, dagegen aus. Die gleiche Delikatesse zeigen ein paar Landschaften, äußerst einfach im Motiv, eine graue Landstraße zwischen Hügeln, die in einem trüben Grün erscheinen. Nur auf einem Bilde, gleichfalls eine Landschaft, leuchten die Farben tiefer, grünes, fettes Wiesengelände, aus dem ein paar Enten als kleine, weiße Flecken intensiv herausleuchten. So ist jedes Bild entschieden auf einen malerischen Ton gestimmt. —

Astronomisches.

— Ein neuer Lichtstarker Komet ist nach einer Drahtnachricht der astronomischen Sammelstelle in Kiel am Freitag auf der Genfer Sternwarte von dem dortigen Astronomen Schär entdeckt worden. Man fand ihn, wie der „Tägl. Rundsch.“ geschrieben wird, im Sternbilde des Cepheus, nur 4 Grad von dem Durchschnittspunkte der verlängerten Erdbache mit dem Himmelspole entfernt. Er steht also dicht beim Polarstern. Seine genauere Stellung war zurzeit der Entdeckung (8 Uhr 30 Minuten abends): gerade Aufsteigung 4 Stunden 22 Minuten, nördliche Abweichung vom Äquator 86 Grad. Aus den gleich angestellten Messungen einer Bewegung gegenüber den Fixsternen ergab sich diese zu täglich ungefähr 54 Grad in der ersten und -- 1 Grad in der letzteren Richtung. Da diese Angaben jedoch für einen Tag bereits nicht

mehr genügend genau zutreffen, so gelang es nicht, ihn am Sonnabend wiederzufinden. Nach einer weiteren Drahtnachricht der Sammelstelle glühte Hartwig in Bamberg die zweite Beobachtung 18. November 7 Uhr; er stand jetzt in Aufsteigung 0 Stunden 58 Minuten und in Abweichung 81 Grad, so daß die tägliche Bewegung zu 4 Grad in Abweichung anzunehmen ist, während die Aufsteigung nahezu stimmt. Trägt man die angegebenen Stellungen in eine Sternkarte ein, so sieht man, daß die erste Stellung ganz nahe beim Polarstern sich befindet, und zwar in der Linie, die von ihm nach der Capella, dem hellsten Sterne im Fuhrmann führt. Die zweite Beobachtung zeigt ihn unweit des Sternes Gamma im Cepheus; die Verbindungslinie beider erster weist auf das Bild der Kassiopeia hin, wohin wahrscheinlich seine eigene scheinbare Bewegung gerichtet ist. Leider verhinderte die Trübung des Himmels am Sonntag in Mitteldeutschland jede Beobachtung. Da jedoch alle Sternwarten der Erde Drahtnachrichten erhalten haben, ist es ziemlich sicher, daß auch an diesem Tage seine Stellung festgelegt ist; damit wären genügend Unterlagen zur genäherten Berechnung seiner Bahn und die Möglichkeit, ihn leichter wieder aufzufinden, gegeben. Bemerkenswert an diesem neuen Kometen ist seine Helligkeit. Man erinnere sich, daß die meisten Entdeckungen der letzten Jahre sich auf Haarsterne bezogen, die nur mit den stärksten Fernrohren wahrgenommen werden konnten; der Komet Schär ist zu ungefähre siebenter Größe geschätzt worden; man dürfte ihn also wohl schon mit besseren Operngläsern auffinden können. Nun nehmen die Kometen, je näher sie der Sonne kommen, an Lichtglanz immer mehr zu, trifft es sich also, daß dieser neue Haarstern auf seiner Bahn die Sonnennähe noch nicht durchwandert hat, so ist anzunehmen, daß wir ihn noch mit bloßem Auge werden wahrnehmen können, ein himmlisches Schauspiel, das uns lange nicht mehr geboten war und das uns mit ziemlicher Sicherheit in großem Glanze erst wieder im Frühjahr 1910 bei der erwarteten Wiederkehr des Halleyschen Kometen bevorsteht. —

Humoristisches.

— Erklärung. Sie: „Was ist denn das: „Oberflächenkultur“?“
 Er: „Wenn Du Dich schminkst.“
 — Eine gute Frau. „Daß Sie Ihren Gatten die Kohlen aus dem Keller holen lassen, ist aber nicht recht von Ihnen.“
 „D das tut er sehr gerne, weil er dabei eine halbe Zigarette rauchen darf!“
 — Entschuldbar. Museumsdirektor: „Was schauen Sie denn alleweil zum Fenster hinaus, anstatt auf die Kunstwerke zu achtzugeben!“
 Museumsdiener: „Ach Gott, wenn man so den ganzen Tag hier herein steht, will man doch auch 'mal 'nen Menschen sehen!“
 („Meggendorfer Blätter.“)

Notizen.

— Das Kuratorium der Bauernfeld-Stiftung erkannte folgenden Schriftstellern Ehrengaben zu: J. W. Widmann 2000 Kronen für seine Dichtung „Der Heilige und die Tiere“, 1000 Kronen J. J. David in neuerlicher Anerkennung seiner dichterischen Tätigkeit, und 1000 Kronen Alexander v. Weilen für seine Geschichte des Burgtheaters. —
 — Die „Freie Volkshöhne“ bringt für ihre vierte Vorstellungsserie vom 3. Dezember ab im Carl Weiß-Theater Kolidres dreiatzig Lustspiel „Amphitryon“ in der Neubearbeitung von Ludwig Fulda und den Günstler „Die Frage an das Schicksal“ von Schnitzler zur Aufführung. —
 — Beherleins Drama „Der Großnecht“ erlebt nun doch am 30. November im Hamburger Thalia-Theater die Uraufführung. Die Direktion hat in der Besetzungfrage nachgegeben. —
 — Hugo v. Habermann hat einen Ruf nach Karlsruhe abgesehen. Dafür hat man ihn jetzt zum Professor an der Münchener Akademie der bildenden Künste ernannt. —
 — Professor Brütt in Cronberg hat den Auftrag erhalten, den neuen Bürgeraal des Rathauses in Frankfurt a. M. mit Bildern aus der Geschichte des vorigen Jahrhunderts auszustatten. 200 000 M. stehen zur Verfügung.
 t. Ein aussterbendes Volk. Aus einem Bericht von Dr. Ramore aus Neuseeland geht hervor, daß die Reste, die von der Urbevölkerung der Maoris dort noch vorhanden sind, trotz aller entgegengelegten Bemühungen einer unaufhaltsamen Vernichtung entgegengehen. Es sind besondere Anstrengungen gemacht worden, diese Leute mit den Grundbegriffen der Gesundheitspflege bekannt zu machen, aber es scheint nicht genügt zu haben, weil Typhus und Tuberkulose zu stark unter den Maoris aufräumen. Sollten nun gar noch die Pocken hinzukommen, so würde das Schicksal des alten Volkes in kurzer Zeit besiegelt sein. —
 — Magnetische Erdströme von großer Kraft, ein sogenannter magnetischer Sturm, machten am Mittwochabend ein Telegraphieren auf den schwedischen Leitungen mehr oder minder unmöglich. —
 — Die im Buchgewerbe-Saal ausgestellten Palatentwürfe entstammen nicht einem Preiswettbewerb der Tischler-, sondern der Tapezierer-Zunft. —